

Sascha Reh

Trauma und keine Versöhnung

Youk Chhang und Khosal Khiev: Ein Doppelportrait aus Kambodscha

Der deutsche Autor Sascha Reh besuchte im August 2017 auf Einladung der Sylt Foundation und ihrer Kuratorin Indra Wussow Phnom Penh, um im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ an einem internationalen Dialog mit Dichtern und Künstlern aus Chile, Myanmar und Kambodscha teilzunehmen. Er lernte dabei Persönlichkeiten kennen, die ihn tief beeindruckten.

Als ich Youk Chhang zum ersten und bisher einzigen Mal begegnete, hatte ich keine Ahnung, wer er ist. Ich wusste nicht einmal, was genau sein Dokumentationszentrum, das DC-CAM, genau tut. Obwohl es früh am Morgen war und ich Kopfschmerzen hatte, ahnte ich aber, dass er einer der Gründe, oder sogar der Hauptgrund für meinen Aufenthalt in Kambodscha war.

Ich hatte überhaupt keine Ahnung von Asien. Ich kann nicht einmal sagen, dass ich besonders neugierig gewesen wäre, als ich die Einladung erhielt, nach Kambodscha zu reisen. Über Phnom Penh wusste ich, dass die Roten Khmer – Khmer Rouge, wie sie in Kambodscha eingedenk des französischen Kolonialerbes heißen – die Stadt 1975, nach dem siegreichen Bürgerkrieg, binnen weniger Tage entvölkert und die Stadtbewohner aufs Land deportiert hatten, um sie dort Reis anbauen zu lassen. Schon als ich zum ersten Mal darüber las, fand ich die Geschichte irre – nicht im Sinne von toll und faszinierend, sondern irre im Sinne von krank.

Phnom Penh ist ein chaotischer, stinkender Moloch. Damals lebten über zwei Millionen Menschen in der kambodschanischen Hauptstadt, und außer den paar Bürotürmen, die windige Investoren in den letzten zwei Jahren dort hingestellt haben, dürfte es nicht grundlegend anders ausgesehen haben als heute: Tuktuks, wohin man auch schaut, dicke feuchte Luft, in der man die Abgase förmlich wabern sehen kann, das sedimenthaltige Braun der beiden Flüsse Tonle Sap und Mekong, die hier zusammenfließen, nicht zu vergessen die Armut überall. Selbst für die Menschen, die Wohnungen haben, scheint das Leben auf der Straße stattzufinden. Die Familien, die an den Imbissständen Reis mit irgendwas oder frittierte Bananenblätter verkaufen, lassen Abends die Planen gegen den Monsunregen herunter und schlafen dahinter, bis am frühen nächsten Morgen der daily struggle von vorne beginnt.

An solch einem Morgen fielen die Soldaten der Khmer Rouge in Phnom Penh ein und bedeuteten

den Einwohnern in aller Stille, dass sie die Stadt zu verlassen hätten, angeblich wegen befürchteter Bombardements der Amerikaner. In Wirklichkeit nutzte die *Angka*, die gesichtslose Organisation um Pol Pot, die Kriegswirren nur aus, um ihre hirnverbrannte und menschenverachtende Ideologie ins Werk zu setzen: ein klassenloser Sklavenstaat, in dem alle, die verdächtig waren, nicht mitzumachen, alle, die auch nur eine Brille trugen, umgebracht wurden – das primitivste aller brutalen Regime, von denen ich je gehört habe.

Der 14jährige Youk Chhang war allein, als die Truppen kamen. Er wurde erst ins Dorf seiner Großmutter verschleppt, wenig später inhaftiert und gefoltert, und musste mit ansehen, wie man seinen Bruder erschlug und seiner Schwester die Gedärme aufschlitzte. Er gelangte als Flüchtling in die USA, lernte Englisch, ging zur Schule und wurde schließlich Polizist in Texas. Dann kehrte er im Rahmen eines Aufbauprogramms der US-Regierung nach Kambodscha zurück und übernahm die Leitung des neugegründeten Documentation Center of Cambodia.

Was er tue, sagt er, als wir ihm gegenüber sitzen, sei „arresting people“. Das mag für seine Cop-Zeit in Texas stimmen; heute aber nimmt er die Menschen nicht mehr selber fest, sondern sammelt mit seinen Mitarbeitern Beweise, um sie dem Khmer-Rouge-Tribunal anzuvertrauen, das 2004 zur Aufarbeitung der Gräueltaten eingerichtet wurde. Die Anteilnahme der kambodschanischen Bevölkerung, für die das alles schon ein- bis zwei Generationen zurückliegt, hält sich in Grenzen. Auch die Regierung um den korrupten Präsidenten Hun Sen, seit 30 Jahren an der Macht, hat wenig Interesse daran, die Schuldigen von damals wirklich zu finden und zu bestrafen: Viele sind zu Funktionsträgern der neuen sogenannten Demokratie geworden, man kennt den Ablauf ja zu Genüge aus Nachkriegsdeutschland. Chhang aber ist hartnäckig. Er ist ein präzise formulierender, selbstsicherer Mensch, der mit allem, was er tut und jemals getan hat, immer nur erreichen wollte, dass seine Mutter stolz auf ihn ist – eine Mutter, mit der er heute nur noch das Nötigste spricht, weil sie die Diktatur bagatellisiert. Chhang hat eine Art Gedenkmonopol inne – zwangsläufig, möchte man sagen, denn um den Job scheint sich niemand gerissen zu haben. Sein Dokumentationszentrum ist bis in die Details geschmackvoll eingerichtet, mit vielzähligen Bezügen zur kambodschanischen Kultur, zum Buddhismus, aber auch zu Christentum und Islam. Selbst den sich gegenseitig ergänzenden Ornamenten seiner Visitenkarte liegt eine Bedeutung zugrunde – Chhang versucht, die verschiedenen Dimensionen des Erinnerns miteinander zu versöhnen, ein ebenso belesener wie getriebener Macher. Während unseres zweistündigen Interviews stellen wir kaum eine Frage; Chhang beantwortet sie alle.

Zwei Tage später, in Choeung Ek, dem bekanntesten der „Killing fields“, begegnet er mir noch einmal, wenn auch nur akustisch. Es ist noch heißer als sonst; außer ein paar zugewachsenen

Grabungsflächen und Schautafeln ist an der Gedenkstätte kaum etwas zu sehen. Über die Audiotour höre ich die abenteuerliche Geschichte von Chhangs Flucht und stelle mir vor, wie er hier überleben konnte – an einem Ort, an den die meist Unschuldigen nur gebracht wurden, um am Rande von Massengräbern mit Macheten und Spitzhacken niedergemetzelt zu werden, weil das beknackte, stümperhafte Regime, dessen Opfer sie waren, nicht einmal Geld für Kugeln hatte. Dass die Unschuldigen wirklich unschuldig waren, wurde nicht zuletzt daran deutlich, dass die Babys, um ihre spätere Rache zu verhindern, an einem Baum zerschmettert wurden.

Ich kann die Leidenschaft, mit der Chhang die Täter verfolgt, sehr gut nachempfinden, wohl jeder kann das, der in Choeng Ek oder auch im ehemaligen Foltergefängnis Tuol Sleng gewesen ist. Chhang sagt, dass es keinen gesellschaftlichen Frieden geben kann, bevor nicht Gerechtigkeit hergestellt ist – bevor nicht Menschen wie seine Mutter anerkennen, dass in ihrem Land monströses Unrecht geschehen ist, ob dies nun längst vergangen ist oder nicht. Das Glas ist zerbrochen, sagt Chhang, es wird nie wieder sein wie zuvor. Aber die Bruchstellen will er dennoch zusammenfügen. Es ist die verzweifelte Agenda eines Besessenen, der niemals damit aufhören wird, zu tun, was er tut.

Als unser Tuktukfahrer mich und meinen Begleiter Di, ein burmesischer Lyriker, auf dem Parkplatz von Choeng Ek erwartet, können wir beide nicht reden. Als Deutscher habe ich schon das eine oder andere Konzentrationslager besichtigt, eigentlich gibt es keinen Grund, hier schockierter zu sein als anderswo, schließlich war das Sterben überall schrecklich. Aber Choeng Ek ist mir auf den Magen geschlagen. Vielleicht sind es die Totenschädel, die sich in der Stupa auf sieben oder acht Etagen stapeln.

Von den Killing Fields bringt uns der Tuktukfahrer zu einer Shooting Range, in der man uns anbietet, für 200 US-Dollar eine Bazooka abzufeuern. Jeder geht auf seine Weise mit der Vergangenheit um.

Das gilt auch für die zweite Person, die mich bei dieser Reise ins Herz der Finsternis nachhaltig beeindruckt hat: Kosal Khiev. Er ist 20 Jahre jünger als Chhang, Jahrgang 1980, aber genauso besessen von seiner Geschichte – wenn er auch etwas ganz anderes aus ihr macht.

Als er ein Jahr alt war, floh Kosals Familie aus Kambodscha in die USA und lebte dort, wie die meisten Flüchtlinge, unter ärmlichen Bedingungen. Kosal wuchs ohne Vater auf und geriet unter den Einfluss einer Gang und auf die schiefe Bahn; im Alter von 16 Jahren wurde er wegen versuchten Mordes zu 14 Jahren Haft verurteilt. Er bezeichnet sich als survivor of the US prison

system, indem er die Lyrik für sich entdeckte, genauer: spoken words. Ich kann mir vorstellen, wie einer, der das nötige Talent hat, seine Wut und seine Frustration in Reimen und Wörtern wäscht, so lange, bis etwas anderes darunter zum Vorschein kommt: Sehnsucht, Trauer, Empathie. Mit knapp 30, auf dem Höhepunkt seiner Katharsis, wird Kosal aus dem Knast entlassen – und sofort nach Kambodscha abgeschoben, in ein Land, das seine Heimat ist und in dem er doch nie gelebt hat. Seitdem ist er dort, tut, was er kann, um nicht in Vergessenheit zu geraten oder sich selbst zu vergessen, ohne Aussicht, je wieder zu seiner Familie in die Vereinigten Staaten reisen zu können, obsessiv die Reinszenierung seiner Katastrophe betreibend.

Ich lernte ihn kennen, als wir im „The Flicks“, einem kleinen englischsprachigen Programmokino, zu einer Sondervorstellung seines Films „Cambodian Son“ eingeladen waren. Nicht „sein“ Film, aber letztlich dann doch: es ging um ihn, so wie es bei allem, was er tut, um nichts anderes geht als Kosal Khiev. Das ist kein Vorwurf, obwohl mich das zu Beginn ein wenig abstieß. Die Dokumentation erzählt von seiner ersten Zeit in Kambodscha, den lectures, die er dort gibt, seiner Perspektivlosigkeit – und wie er 2012 als Vetreter Kambodschas ins Kulturprogramm der Olympischen Spiele nach London eingeladen wird. Der Film zeigt einen begnadeten Selbstdarsteller mit amerikanischem Pathos, der zu wenig Kapital aus seiner Geschichte schlagen kann, um wirklich Kapital daraus zu schlagen.

Als er nach dem Film in den Vorführungssaal kommt, um Fragen zu beantworten, kann man sehen, dass er tatsächlich nicht mit sich fertig wird: Die Tattoos fahl und verblasst, der kleine Körper – im Film noch muskulös vom Pumpen im Knast – eingefallen und welk, die Falten etwas tiefer, sieht er noch immer charismatisch aus, aber der Performance, in die er schon bei der ersten Frage aus dem Publikum verfällt, haftet etwas Verzweifeltes an, als sei es inzwischen eine Seltenheit, dass ihm Leute zuhören. Selbst wenn er ein Gericht empfiehlt – hinterher, als man bei einem Inder essen geht – redet da ein Mann, der sich gerne reden hört. Der es allerdings auch kann.

Ich weiß nicht, ob diese beiden Geschichten etwas miteinander zu tun haben, ob sie sich ergänzen oder einfach zwei verschiedene Beispiele für unterschiedliche Arten der Vergangenheitsbewältigung sind. Chhang baut in Kürze ein Memorial in Phnom Penh, das Sleuk Rith Institute (<https://vimeo.com/108552570>), entworfen von der Stararchitektin Zaha Hadid. Als wir ihn fragen, wer das alles bezahlt, sagt er, als sei es die selbstverständlichste Sache der Welt: Ich. Mit Millionen, die er sich dafür im Aktienhandel verdient. Das nenne ich eine Vision. Vielleicht ist das, abgesehen von den Millionen, eine Verbindung zwischen den beiden: Der unbedingte Wille, unabhängig zu bleiben, unbestechlich und pur an dem festzuhalten, was sie ausmacht. Chhang tut das, in dem er

die Vergangenheit archiviert, Opfer wie Täter zu Wort kommen lässt und noch den kleinsten Fizzel Geschichte bewahrt.

Kosal dagegen bewahrt bloß seine eigene Geschichte und macht daraus Kunst. Er schafft keine Gebäude und klagt niemanden an, aber er baut seinen Gefühlen Kathedralen aus Wörtern (https://www.youtube.com/watch?time_continue=3&v=YstoXrrz1Gs). Natürlich ist er ein Selbstdarsteller: das ist es, was er tut, das ist, wofür er lebt, abgeschnitten vom Rest der Welt: sich selbst darstellen. Oft sehe ich, wenn mich frühmorgens mein kleiner Sohn weckt, dass Kosal auf facebook live geschaltet ist: Writing class. Er hat Fans, die ihm zuhören, nicht viele, dafür in aller Welt. Er sieht nicht aus, als mache ihn glücklich, was er tut. Aber er sieht aus, als müsse er es trotzdem tun.